

IM LIFT

Ein Essay

Der heftige Ruck trifft M. völlig unvorbereitet. M. hat wie jeden Tag im 20. Stock die Liftkabine betreten und im Zahlenfeld auf die Null getippt. Die mit einem mahlenden Geräusch aus den Rollen laufenden Tragkabel schlagen mit einem hässlichen Knall auf das Kabinendach. M. spürt instinktiv, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, weder für Angst, noch für ein Gebet, noch für letzte Gedanken. Die Kabine rast ungebremst in die Tiefe.

M. hatte nie einen Lift benötigt. Als er in jungen Jahren in der Berner Altstadt gewohnt hatte, nutzte er hin und wieder den Matte-Lift aus Solidarität mit den Betreibern. Der Höhenunterschied war nicht der Rede wert. Für Sterbewillige reichte die Tiefe aber allemal, um sich neben dem Stahlgerüst hinunter zu stürzen. Der Lift fuhr ohne Zwischenhalt von der Münster-Plattform an die Aare und wieder hoch. Berner sagen dem Matte-Lift nicht Lift, sondern Senkel-Tram.

Nein, M. hatte nie einen Lift benötigt. Seine Wohnungen lagen meist im Erdgeschoss und hatten einen Ausgang in den Garten. Dieser Zugang zur Natur war ihm wichtiger als eine grosse Küche oder ein modernes Bad. Im Garten war er nahe bei den Jahreszeiten. Ein bequemer Stuhl, ein kleiner Tisch für die Bücher, die Zeitungen, die Kaffeetasse.

Lifte kennt M. vor allem von seinen Reisen und von seinen Hotelaufenthalten. Liftfahrten waren Teil des Erlebnisses. In alten, vornehmen Hotels in Paris oder in London, die er sich eigentlich gar nicht leisten konnte, stand in der Liftkabine ein Mann in einer Fantasieuniform. Die Jungen nannten sich Lift-Boy. Die Alten strahlten ihre eigene Würde aus, wenn sie mit dem weissen Handschuh das gewünschte Stockwerk anwählten, dabei leicht mit dem Kopf nickten und dem Gast beim Verlassen der Kabine einen guten Tag wünschten. M. genoss die Szene, wenn auch mit einer leichten Melancholie, war er sich doch sicher, dass der Mann eben einer der letzten einer aussterbenden Berufsgattung war.

Im Petersdom fährt der Lift nur bis zur halben Höhe. Die Neigung der gewaltigen Kuppel zwingt die Besucher, auszusteigen und den beträchtlichen

Rest durch ein enges, gewundenes, steinernes Treppenhaus zu erklimmen, teilweise gebückt, was so manchem Touristen ein Schnaufen und Stöhnen entlockt. Die Belohnung für die Mühsal ist ein atemraubender Blick auf die Ewige Stadt.

Roma! Vierunddreissig Jahrhunderte höchster Zügellosigkeit und tiefster Frömmigkeit. Ein Kraftort sondergleichen. Eine unglaubliche Mischung aus vorchristlichen Zeitzeugen und einer Megametropole des 21. Jahrhunderts. Arm und stolz. Chaotisch und einschüchternd. Lärmig und überteuert bis zur Abzocke. Ein Dreimillionen-Moloch, der jeden Besucher gefangen nimmt und nie mehr loslässt.

Jahre zuvor hatte M. Kanada bereist und sich dabei in Toronto verliebt. Ein aussergewöhnliches Lifterlebnis bietet der CN-Tower, damals mit 550 Metern bis zur filigranen Spitze der höchste Fernsehturm der Welt. Beim Bau in den 70er-Jahren konnte niemand voraussehen, dass die Araber dereinst mit ihren Ölmilliarden Wohntürme hochklotzen würden, welche den CN-Tower um das Doppelte überragen sollten. Die Liftkabinen schleudern die Besucher an der Aussenwand in horrendem Tempo zur Aussichtsplattform hinauf. M., das hatte sich ihm eingebrannt, obwohl er keineswegs ängstlich war, stellt sich in einer knappen Sekunde vor, was wäre, würde die Kabine ungebremst in die Tiefe rasen. Das düstere Szenario verflüchtigt sich im fantastischen Blick auf den Lake Ontario, dessen gegenüberliegendes Ufer im gleissenden Sonnenlicht nur zu erahnen ist.

Die mit einem mahlenden Geräusch aus den Rollen laufenden Tragkabel schlagen an jenem Tag mit einem hässlichen Knall auf das Kabinendach.

Jahre später, nach dem M.'s Ehe zerbrochen war, hatte er sich neu erfinden müssen. Er lernt, Trauer und Verbitterung loszulassen, er lernt, Ballast abzuwerfen, frei zu werden. M. zieht vom Land in die Stadt, trennt sich von den meisten seiner Besitztümer und beschliesst, dies vor allem, fortan nicht mehr im Erdgeschoss zu wohnen, sondern oben. Viel höher oben. Er nimmt sich eine kleine Wohnung in einem anonymen Wohnturm, der so anonym nicht ist, wenn man in ihm und mit ihm lebt. Einige Freunde beneiden ihn um die Aussicht auf die Stadt und den See, andere schaudert es beim Blick in die Tiefe. Dieser radikale Wechsel hilft M. ironischerweise, wieder Boden unter die Füße zu bekommen.

Auch im Turm ist M. den Jahreszeiten nahe. Stuhl und Tisch, die vorher zum Garten gehörten, stehen nun auf der Loggia. Die Sturmwarnung weit vorne am

See warnt auch ihn. Je schneller sich der orangefarbene Scheinwerfer dreht, desto rascher erreicht der Sturm die Stadt und den Turm. Es ist dann angezeigt, die grossen Fensterflügel mit den eingelassenen Stahlstiften zusätzlich zu sichern, damit das Glas dem Druck des Windes stand-hält.

An solchen Tagen geniesst M. ein besonderes Phänomen. Der Sturmwind vom See her dringt durch die Eingangstüren in den Liftschacht, windet sich dort die Stockwerke hinauf und erzeugt im Treppenhaus ein durchdringendes, an- und abschwellendes Heulen, wie es von Draculas Schloss Bran im rumänischen Siebenbürgen überliefert wird.

M. ist kein Zahlenmensch. Ab und an reizt es ihn trotzdem, kleine Bilanzen zu ziehen, ganz für sich allein. So stellt er nach fast zwei Jahren am neuen Wohnort fest, dass er wohl gegen dreieinhalb Tausend Liftfahrten hinter sich hat. Er ist 140 Kilometer Lift gefahren, 16 Mal die Höhe des Mount Everest. Dabei hat er sich 30 Stunden in der Liftkabine aufgehalten. M. nimmt den Lift bald einmal als täglichen Begleiter, als Teil seines Lebens wahr.

M. spürt an jenem Tag instinktiv, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, weder für Angst, noch für ein Gebet, noch für letzte Gedanken. Die Kabine rast ungebremst in die Tiefe.

M. lernt den Architekten kennen, der den Turm unlängst rundum erneuert hat. Die Erinnerung an Toronto ist auch nach vierzig Jahren noch frisch. Deshalb die Frage, ob man die hintere Seite des Liftschachtes hätte verglasen können? Und die Rückwand der Liftkabine mit einem Fenster versehen? So wäre jede Fahrt zu einem kleinen Alltagserlebnis geworden. Einverstanden, nicht für jedermann. M. zumindest wäre an den Lake Ontario zurückversetzt worden. Der Architekt räumt ein, dass er an diese Lösung nicht gedacht hatte.

Erinnerungen auch an Fahrten mit Untergrundbahnen, an die Metro in Paris oder die Tube in London oder die Subway in Sidney. Steht man wartend auf dem hellerleuchteten Perron, sieht man im dunklen Loch erst Scheinwerfer, dann hört man das Rattern der Räder, und schliesslich erfasst einem der Luftschwall, den der Zug vor sich herschiebt, und der nach tiefer Erde, nach fauligem Keller, nach rostigem Eisen und heissen Bremsbelägen riecht. Ein solcher Luftschwall, wenn auch geruchlos und viel schwächer, beinahe unmerklich, dringt aus den Fugen des Liftschachtes, kurz bevor die Kabine anhält und sich die Türen öffnen. Es ist eine seltsame und doch vertraute Verbindung zwischen dem Turm und den grossen Metropolen und den Erinnerungen an das Reisen. Die Vorstellung entlockt ihm ein feines

Schmunzeln. M. weiss nicht, ob Mitbewohner dieses Phänomen auch wahrnehmen und ähnlich einordnen wie er.

Früher trafen sich die Bewohner am Dorfbrunnen. Hier wurden das Wetter und die Geburten und das Unglück im Stall verhandelt und diese oder jene Intrige eingefädelt. Im Turm kommt die Rolle des Dorfbrunnens teilweise dem Lift zu. Teilweise deshalb, weil man nur die Hälfte der Mitbewohner trifft. Im Fall von M. jene aus den Stockwerken mit gerader Nummer, die Vierer, die Achter, die Sechzehner. Die ungeraden Mitbewohner, an ihrer Lage unschuldig, nehmen den zweiten Lift.

Jedenfalls, man trifft sich in der Kabine, höchstens 13 Passagiere, wo man auch erahnen kann, wer sie kurz vorher benutzt hat. Die Luft kann von Schweiss oder Nikotin geschwängert sein, oder, im besseren Fall, von einem teuren Parfum. Je häufiger der Lift anhält, um Reisende ein- oder aussteigen zu lassen, desto länger sind die Türen offen, und desto schneller verflüchtigen sich diese Spuren. Bei jedem Halt erhascht man auch den Geruch des jeweiligen Stockwerkes und kann sich vorstellen, was bei den dortigen Bewohnern auf den Teller kommt. Besonders fein duftet es immer im 1. Stock, wo die Waschküchen liegen. Wer dort ein- oder aussteigt hat seinen Wäschekorb dabei, und Waschpulver.

Der heftige Ruck trifft M. an jenem Tag völlig unvorbereitet. M. hat im 20. Stock die Liftkabine betreten und im Zahlenfeld auf die Null getippt.

Der fahrende Dorfbrunnen erheischt Disziplin. In den ersten Sekunden nach der Abfahrt gilt es zu spüren, ob den Mitreisenden überhaupt nach einem Gespräch steht. Die nächsten Sekunden braucht man, um herauszufinden, ob dieses Gespräch auf Deutsch oder auf Französisch oder mit Händen und Füßen zu führen ist, wohnen im Turm doch Menschen aus den verschiedensten Nationen. Babylon! Der Wohnungsnachbar von M. zum Beispiel ist ein Afghane, der breitestes Berndeutsch spricht und dessen Schwester fünf Stockwerke weiter unten wohnt, ihrerseits aber nur ihrer Landessprache mächtig ist. Eltern mit Kinderwagen oder Bewohner mit Hunden lockern die Szene auf und zwingen zum Näherrücken.

Sind alle Fragen geklärt, bleiben nur noch wenige Sekunden bis zur Talstation. Höchste Gesprächsdisziplin, präzise Wortwahl oder kürzeste Zusammenfassungen eines Sachverhaltes sind deshalb unerlässlich. Manchmal reicht ein Stichwort und das zustimmende Nicken der andern, und das Weitere erübrigt sich, auch wenn es um die Mächtigen dieser Welt und ihre Lügen geht.

Im Erdgeschoss angelangt, teilen sich die Arbeitenden von den Pensionierten. Erstere hasten mit einem knappen Gruss durch die beiden Glastüren in die harte Arbeitswelt hinaus, die Mappe fest unter den Arm geklemmt, während es die anderen ruhiger angehen und das gewählte Gesprächsthema bei den Briefkästen vertiefen können.

M. hat über die Zeit die täglichen Begegnungen schätzen gelernt. Einige amüsierten ihn, andere verwirrten ihn, wieder andere gaukelten Möglichkeiten vor, die sich allein Lebende nur zu gern vorgaukeln lassen.

Der Vierjährige, der allein in der Kabine steht und die Frage nach einer Begleitperson geflissentlich überhört. Ohne Scheu weist er M. an, auf die Achtzehn zu drücken. Selbst wenn er sich auf die Zehenspitzen stellt, kann der kleine Mann bestenfalls die Zwei erreichen. Ohne auf die Frage zu warten und ohne Punkt und Komma nennt er den Grund seiner Fahrt: Weisst Du im achtzehnten Stock wohnt der Tobi das ist mein Freund und der Tobi hat eine grosse Schwester die Karina aber die ist blöd und mit dem Tobi baue ich jetzt eine grosse Lego-Eisenbahn und zum Zvieri dürfen wir eine Glace aus dem Kühlschrank holen muss ich jetzt aussteigen ist das der Achtzehnte also tschüüüs!

M. spürt instinktiv, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, weder für Angst, noch für ein Gebet, noch für letzte Gedanken.

Mit U. Obasanye aus dem 16. Stock ist das so eine Sache. Die Mitfünfzigerin mit der blonden Rossschwanzfrisur, dem gelben Fahrrad, dem warmen, offenen Lachen und M. treffen sich am selben Tag gleich drei Mal. Am Vormittag in der Einstellhalle, wo M. sein Fahrrad reinigt, am frühen Nachmittag im Lift nach oben und am späten Nachmittag im Lift nach unten, was entsprechendes Gelächter auslöst, weil, vereinbaren kann man so etwas kaum.

Eine Bernerin, die dem Geschlechtsnamen nach einen Afrikaner geheiratet hatte, jetzt aber allein in ihrer kleinen Wohnung lebt. Drei Mal am selben Tag, das kann kein Zufall, das muss Schicksal sein. M. misslingt indes der Versuch zu einem vierten, hoffentlich etwas längeren Treffen. Deshalb rätselt er noch lange darüber, was das U. auf dem Briefkastenschild bedeuten könnte. Ursula? Ursina? Uriella? Uriella sicher nicht. Seine Fantasie mit Frauennamen auf U reicht nicht weit.

Alice aus dem 5. Stock hat M. aus Anlass einer Revision seines Liftes getroffen, die ihn zum Ausweichen auf den Ungeraden genötigt hatte. Dazu steigt er

jeweils eine Etage tiefer, vom Geraden ins Ungerade, vom Bekannten ins Unbekannte. Alice wohnt zwar alleine in einer der grösseren Wohnungen, scheint aber liiert zu sein. Immerhin stellen A. und M. bei einer späteren Briefkastenbegegnung fest, dass sie zurzeit dasselbe Buch lesen. Mercier verbindet.

Auch Sophia aus dem 9. Stock benutzt, natürlich, den Ungeraden; sie sind deshalb monatelang aneinander vorbeigefahren. S. und M. treffen sich aber in der Einstellhalle. Hier haben beide ihr Motorrad parkiert, und so ergibt ein Wort das andere und eine gemeinsame Ausfahrt die nächste, und da S. beim Theater arbeitet, entschädigt sie M. für seine Fahrstunden mit guten Eintrittskarten.

Der Lift ist nicht nur bei Wartungsarbeiten blockiert, sondern auch bei Brandalarm. Sobald die hausinternen Sirenen heulen, und das geschieht alle paar Monate, wenn jemand in der Küche beim Anbraten zu viel Rauch erzeugt, sobald also die Sirenen heulen, fahren die gerade und die ungerade Kabine nach ganz unten, und dort bleiben sie blockiert, Punkt. Die Bewohner sind gehalten, in der Wohnung alles zurückzulassen und sich raschen Schrittes über das Treppenhaus nach unten auf den grossen Rasen zu flüchten, wo M. dann auch seinen Nachbarn und die Freundinnen U., A. und S. trifft. Von beiden Letzteren kennt er immerhin die Vornamen. Die anrückenden Feuerwehrmänner müssen in voller Montur in eben diesem Treppenhaus hochsteigen. Das missratene Anbraten findet seltsamerweise immer in einem der obersten Stockwerke statt.

Ja, und dann kam das Virus. Es hat auch das Leben im Turm und das Fahren im Lift verändert. Um den gebotenen Mindestabstand einzuhalten, dürfen nur noch zwei Passagiere die Kabine betreten. Das steht zwar in keiner Weisung der Hausverwaltung, aber der gesunde Menschenverstand der Turmbewohner und die Ausmasse der Liftkabine bieten keine andere Lösung. So lässt M. das eine oder andere Mal eine Zweierkabine weiterfahren. Auch das Liftfahren entschleunigt sich. Ein Mitpassagier merkt eines Tages an, die zwei Meter Abstand zeugten von schweizerischem Sicherheitsdenken. In Deutschland betrage die behördliche Empfehlung einen Meter fünfzig. M. vermag nicht zu erkennen, ob der Mitpassagier die schweizerische oder die deutsche Vorschrift besser findet. Er denkt sich nur, dass ihn der kurze deutsche Abstand an ein kuscheliges Anderthalbbett erinnert, dass hingegen die schweizerische Norm wohl eher geeignet ist, Leben zu retten als zu zeugen.

An jenem Tag, der Leser wird sich erinnern, ist M. alleine unterwegs.

Der heftige Ruck trifft ihn völlig unvorbereitet. Er hat wie jeden Tag im 20. Stock die Liftkabine betreten und im Zahlenfeld auf die Null getippt. Die mit einem mahlenden Geräusch aus den Rollen laufenden Tragkabel schlagen mit einem hässlichen Knall auf das Kabinendach. M. spürt instinktiv, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, weder für Angst, noch für ein Gebet, noch für letzte Gedanken. Die Kabine rast ungebremst in die Tiefe.

M. ist mittlerweile ein routinierter Liftfahrer geworden, und er liebt dieses Verkehrsmittel. Aber er ist liftechnisch nicht bewandert und weiss deshalb nicht, dass die Erbauer eine Notbremse einbauen müssen für den Fall, dass die Tragkabel mit einem mahlenden Geräusch aus den Rollen laufen und mit einem hässlichen Knall auf das Kabinendach schlagen, wie er das an jenem Tag erlebt und nie mehr in seinem Leben vergessen wird.

Die Kabine rast bis zum vierten Stock ungebremst in die Tiefe, dann aber beginnt ein brüskes Abbremsen, ähnlich dem Wiedereintritt einer Raumkapsel in die Erdatmosphäre. Die Kabine schießt zwar noch am dritten und am zweiten und am ersten Stock, wo es immer fein nach Waschpulver duftet, vorbei und ebenfalls an der - von M. ursprünglich angetippten - Station Null, kommt dann aber im Sous-Sol, auf der Höhe der Einstellhalle, zu einem harten, abrupten Stillstand.

Stille. M. hört keine mahlenden Geräusche und keine Schläge auf das Kabinendach mehr, er hört gar nichts mehr, ausser seinen heftigen Atemzügen. Dann erst schrillt der Alarm.

Später, als er sich von seinen Prellungen und von seinem Schock erholt hat, beschliesst M., das zu tun, was er bei Mercier gelernt hat: Jetzt, da er wieder eine Zukunft hatte, wollte er verschwenderisch mit seiner Zeit umgehen.

*